

seiner Seite hat in der Nacht vom 14. d. M. an die Reparationskommission niedergelegte Stabilisierungsprogramm. Die Reichsregierung hat die Note erst überreicht lassen, nachdem sie mit den Führern der bisherigen Koalitionsparteien, der Deutschen und der Bayerischen Volkspartei eingehend erörtert worden war. Jede kommende Regierung, wie sie auch gestaltet sein möge, wird daher hinter diesem Programm stehen müssen.

Verschiebung des Wahlergebnisses.

Wie aus Dresden gemeldet wird, erklärt das bisher auf Grund der vorläufigen Stimmzählungen festgestellte Wahlergebnis in Sachsen eine Verschiebung zugunsten der Bürgerlichen. Sie erhalten ein Mandat mehr, die Sozialisten dementsprechend ein weniger.

Im Wahlkreis Leipzig haben nämlich die Deutschen 8183 Stimmen weniger erhalten als ursprünglich berechnet. Infolge weiterer kleinerer Verschiebungen ergibt sich bei insgesamt 2 577 689 Stimmen im ganzen Lande die sog. Wahlzahl mit 26 432. Nun stehen also die Parteien in folgender Stärke in den neuen Landtag ein: 40 Sozialisten, je 19 Deutsche nationale und Deutschvölkische, 10 Kommunisten und 8 Demokraten. Demnach verfügt die Linke über 50, die bürgerliche Seite über 46 Mandate. Es ist also bei den Wahlen überhaupt nur eine Verschiebung um ein einziges Mandat nach links eingetreten, das dem Zentrum verloren gegangen ist, während die Deutschen nationalen ihrer Nachpartei ein Mandat abtreten mußten. Man wird zugeden müssen, daß dieser Ein-Mann-Stieg der Sozialisten, so bedauerlich vom bürgerlichen Standpunkt er bleibt, kaum noch Anlaß zu Jubelstürmen geben dürfte. Im übrigen hat sich, wie Reichstagsabgeordneter Probst in der „Zeit. Morgenpost“ nachweist, die Unsinzigkeit des geltenden sächsischen Landtagswahlrechts deutlich gezeigt. Während nämlich bei der ersten Mandatsverteilung auf 26 432 Stimmen ein Mandat entfiel, erlangte die Volkspartei bei der Restverteilung auf 24 923 Stimmen deren gleich zwei! Nach der ursprünglichen Berechnung hatten die Sozialisten diese zwei Restmandate auf eine ähnliche Stimmenzahl erhalten. Daß von den Reststimmen aber die politische Gestaltung abhängen soll, erscheint doch im höchsten Grade bedenklich — und doch ist es tatsächlich der Fall, denn nach dem nunmehrigen Ergebnis kann die Sozialdemokratie keine Mehrheit mit den Demokraten bilden, da sie zusammen nur 48 von 46 Stimmen haben, während ursprünglich 49 für beide errechnet worden waren (41 Sozialisten und 8 Demokraten). Die Kommunisten werden jubeln, denn nun sind ihnen die Sozialisten auf Gnade und Ungnade ausgeliefert! Man sieht, was von einem schlecht durchgedachten Wahlgesetz alles abhängen kann. Schnellste Verbesserung ist daher — im gleichmäßigen Interesse aller Parteien — vonnöten.

Die Abfindung des sächsischen Königshauses.

Wie eine der ersten Regierungsvorlagen wird — wie schon kurz gemeldet — dem neuen sächsischen Landtage der Gesetzentwurf über die Abfindung des früheren Königshauses zugehen. Von unrichtiger Seite erfahren wir über den Inhalt der Vorlage folgendes: Das Dresdener und das Wilsdruffer Schloß verbleiben dem Staat bis auf die darin befindlichen per-

sonlichen Einrichtungsgegenstände, wovon übrigens ein Teil zur Ausstattung der sächsischen Gesandtschaft in Berlin verwendet werden ist. Während aber den künftigen Charakter der Residenz (des Königl. Schlosses) kein Zweifel bestanden hat, hat man vielfach bis in die jüngste Zeit geglaubt, Wilsdruffer Schloß dem Königshaus zu verbleiben, wiewohl es schon in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts in Staatsbesitz übergegangen. Dagegen erhält der König die Villa in Dresden-Strehlen und das Wilsdruffer Schloß. Das Palais an der Jägerhofstraße in Dresden ist bereits früher freigegeben worden. Das Hauptstück der Auseinandersetzung war die Errichtung der „Sächsischen Kulturstiftung“, die die gesamten Dresdener normalen königlichen Sammlungen umfassen soll, also die Gemäldegalerie mit dem Kupferstichkabinett, die Skulpturensammlung, das Grüne Gewölbe mit seinen Millardenschatzen, das Historische Museum mit der Gemäldegalerie, die Porzellan- und die naturwissenschaftlichen Sammlungen. Diese für den Staat außerordentlich vorteilhafte Regelung erhält dem Land und vor allem der Hauptstadt die gar nicht abzuschätzenden ideellen und materiellen Schätze, die die Weimarer in Jahrhunderten angesammelt haben und die den Ruhm und die Anziehungskraft Dresdens bilden. An der musealen Behandlung der Sammlungen wird dadurch nichts geändert. Wohl aber kann man sie dadurch wirtschaftlich mehr auf sich selbst stellen. Sie könnten aus ihrem Besitz durch Tausch oder Verkauf von Doppelstöcken usw. die Möglichkeit von Neuanschaffungen, baulichen Erweiterungen usw. schaffen, ohne daß der ewig hemmende Bureaucratengestirnis im Kultusministerium dreinreden könnte. Leider besteht bei dieser „Kulturstiftung“ die große Gefahr einer reinen Beamtenherrschaft. Kultus- und Finanzministerien sollen ihre Vertreter in die Verwaltung entsenden, außerdem auch das frühere Könighaus. Wer die Verhältnisse in Dresden kennt, weiß, daß damit die ungeheure Gefahr einer rein bürokratischen Restorationsherrschaft entsteht, worunter das Dresdener Kunstleben bereits seit Jahr und Tag leidet. Die Angelegenheiten dieser Kulturstiftung dürfen nicht nebenher mit erledigt werden, sondern man müßte die Gunst der Stunde nutzen und unter Einbeziehung des Kunstgewerbemuseums, der Akademie, der Bibliothek jene große Aufnahmefassung vornehmen, die Ministerialdirektor Dr. Schmidt, einer der kunstverständigsten Männer Dresdens, in einer Schrift empfohlen hat. Damit zugleich müßte eine Neuordnung vom Bürokratismus des zuständigen Referates vor sich gehen, sonst wird der schönen Kulturstiftung gleich in der Geburtsstunde der Todesstempel der rein reformmäßigen Behandlung aufgedrückt. Man müßte im Gegenteil versuchen, kunstverständige, d. h. im allgemeinen nicht beamtete Männer zur Verwaltung heranzuziehen. Hoffentlich geht der Landtag, der leider für Kunst sehr wenig übrig hat, an diesen wichtigen Zukunftsfragen nicht achtlos vorbei.

Gegen Molkereimißstände.

Im sächsischen Wirtschaftsministerium schweben zurzeit Erwägungen darüber, ob für Frischmilch ein Höchstpreis für Sachsen festgesetzt werden soll. Die Nachrichtenstelle in der Staatskanzlei schreibt uns hierzu: Die Beratungen sind noch nicht abgeschlossen. Daneben versucht das Wirtschaftsministerium, gegen die ungeheure Milchverwertung auch noch mit anderen Mitteln vorzugehen. So hat es mit dem Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft um alsbaldigen Erlass von Bestimmungen über die Konzeptionsierung der Handmolkereien ersucht. Während des letzten Jahres sind in Sachsen eine Anzahl neuer Molkereien gegründet worden, deren Zahl in keinem Verhältnis zu der tatsächlichen Milchherzeugung Sachsens steht. Diese Neugründung von Molkereien trägt nur dazu bei, die Frischmilchzufuhr nach den Bedarfsorten zu verringern und zu verteuern. Die jetzt geltenden Bestimmungen des Reichs zur Sicherung der Frischmilchversorgung können die schädlichen Folgen des Ueberhandnehmens der

Handmolkereien nicht befriedigen. Auch in anderen Bundesstaaten haben sich infolge des Darge des Wintermarktes ähnliche Molkereimißstände herausgebildet. So kommen z. B. auch Klagen aus diesen Molkereistellen, wie Ostpreußen. Das sächsische Wirtschaftsministerium ist sich bewußt, daß dem Erlass von Abnahmestellen über die Milchverwertung für den Winter Sachsen nicht unerhebliche Bedenken entgegenstehen. Es wird daher von der Ansicht der Milchproduzenten abhängen, ob trotzdem ein Höchstpreis für Sachsen festgesetzt werden muß. Selbstverständlich würde dann auch gleichzeitig ein Höchstpreis für Butter festgesetzt werden. Zu bedauern ist, daß das Reich von sich aus nicht schon längst zu einer Höchstpreisfestsetzung für Milch und Milchzeugnisse für das ganze Reich gekommen ist. Jedenfalls wird sich die Reichsregierung bewußt sein müssen, daß sie der unerhörten Milchverwertung mit größerer Energie als bisher entgegenarbeiten muß, wenn Leben und Gesundheit der Säuglinge und Kranken nicht aufs Schwerste gefährdet werden sollen.

Von Stadt und Land.

Kue, 16. November 1922.

Der neue deutsche Posttarif und die sächsische Industrie. Der Vorstand des Verbandes sächsischer Industrieller beschäftigte sich in seiner letzten Sitzung mit den Arbeiten für einen neuen deutschen Posttarif. Nach Ansicht des Vorstandes des genannten Verbandes ist es, sobald am 10. Januar 1923 die Einkürzungen wegfallen, die der Versäcker Vertrag in Artikel 200 bisher dem deutschen Posttarif auferlegte, auch für die Fortführung der deutschen Handelspolitik und für den Abschluß neuer Handels- und Tarifverträge erwünscht und notwendig, daß ein neuer Posttarif an die Stelle des veralteten bisherigen tritt. In diesem Sinne richtete der Vorstand des Verbandes sächs. Industrieller an den beauftragten Ausschuß des Reichswirtschaftsrates und das Reichswirtschaftsministerium das Ersuchen, die Arbeiten für einen neuen deutschen Posttarif zu beschleunigen. Es wird dabei zu erwidern sein, ob man sich nicht auch mit einem provisorischen neuen Posttarif begnügen kann, bis eine Stabilisierung der Mark erreicht ist.

Zur Durchführung der „Deutschen Rotgemeinschaft“ in Sachsen soll ein Landesauschuss gebildet werden. Das Vorschauwerk der Deutschen Rotgemeinschaft wird getragen von den großen Organisationen des Wirtschaftslebens (Arbeitnehmer und Arbeitgeber). Sie werden in erster Linie auch in dem Landesauschuss führend vertreten sein. Wegen der unerlässlichen amtlichen Förderung des freien Hilfswertes wird das Ministerium des Innern sofort nach Bildung des Landesauschusses ein Schreiben an die Gemeinden und staatlichen Verwaltungsbehörden richten.

Vorläufiger Friede zwischen Ärzten und Krankenkassen. Der Beirat des Leipziger wirtschaftlichen Ärzteverbandes hat nach langen Verhandlungen am Sonntag beschlossen, es vorläufig auf keinen Lohnkampf mit den Kassen ankommen zu lassen, sondern erst die Wirkung der vom Wohlfahrtsminister für den Dezember angelegten neuen Gebührenordnung abzuwarten. Die neue Lage soll den Notwendigkeiten der Ärzte mehr Rechnung tragen als bisher. — In einer Entscheidung wird der Teuerungszuschlag zu den Sätzen der Gebührenordnung für approbierte Ärzte und Zahnärzte vom 18. März 1922 als völlig unvereinbar mit den Lebensnotwendigkeiten des Kargerstandes bezeichnet und mit Entrüstung die völlig ablehnende Haltung der Kassenhauptverbände festgestellt, die nicht nur die Wiederherstellung der früheren Vereinbarungen zum Tarifabschluss pervertieren, sondern sich angesichts der unhaltbar fortschreitenden Teuerung nicht einmal zu einer engläufigen monatlichen Feststellung der tarifmäßigen Beiträge erklärt haben.

Verdoppelung der Fernspreckgebühren. Am 1. Dezember 1922 tritt eine Erhöhung der Gebühren im Fernspreckbetrieb auf das Doppelte der bisherigen Sätze in Kraft. Für die

Wenn die Aehren reifen.

Erzählung von Leonine von Winterfeld-Platen. (Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel. In Matengrün und Blütenkneis eingebettet lag mit seinen altbewährten Kathedralen das stolze Wip. Mit ihren silbernen Armen umfingen die Wipone und die Saone schmelzend die alte Wipenstadt. Doch oben auf dem Plateau von Jourviere goß die Abendsonne ihre letzten Glutten um den wallenden Mantel der Mutter Gottes. Notre Dame de Jourviere hob segnend ihre Hände über die im Staube vor ihr knieenden Pilger und die tief, tief unter ihr brandende Stadt. Die lächelte unter der schweren Krone und hatte das Haupt ein wenig geneigt. Notre Dame de Jourviere sollte so vielen helfen. Alle die Pilger mit ihren staubigen Schuhen hatten ein Leid, das sie mit zuckenden Lippen knieend der Mutter Gottes künden. Sie brachten ihr Wachstleber, Wachstzerzen und lange Achter, die sie draußen vor dem Tor des weiten Kirchenplatzes den schlafenden Hüterweibern an den Waben abgab, oft für den letzten Bekehrten ihrer mühseligen Pilgerfahrt.

Von den vier bbaantischen Toppfärmen der Kirche klangen in harmlosem Wechselgeleit die Abendglocken. Blauer wurde die Luft auf dem Mantel der Gottesmutter. Die Pilger schlugen ein Kreuz und gingen paarweise, über ihren Rosenkranz murmelnd, den steilen Berg von Jourviere wieder herab, dahin, wo das Beden brandete, in der klärläuteten Stadt tief unten. Auf der Terrasse, links von der Kirche, stand, an die Brüstung gelehnt, eine Frau. Sie war nicht mit den anderen gekommen und ging auch nicht mit ihnen fort. Der schwarze Krepp lag eng um ihre hohe, schmale Gestalt. Sie hatte die Handschuhe abgestreift, und die weichen Hände träumend ineinander gelegt. So stand sie regungslos, wie eine Bildsäule. Und die Marmorblässe ihres Gesichtes hob sich wunderbar ab von ihrem schwarzen Kleid. Sie sah unverwandt in die Ferne. Dahin, wo sich am Horizont die ferne Alpenkette hob, wo die Luft der hier schon nicht mehr schwebenden Sonne den Gipfel des Mont Blanc küßte.

Die Frau schloß. Es war, als läge ihr all diese Schönheit ringsum. Ihre Lippen glitzerten. Sie sah sich wie glückselig um. Aber da kam keiner, der

ihr half. Auch nicht die Mutter Gottes von Jourviere mit ihrem blauen Mantel und der silbernen Krone. Nur die Dämmerung kroch aus der Tiefe empor, schmelzend — langsam — in den dunklen, duftenden Büschen am Abhang sang irgendwo eine Nachtigall — flötend — langgezogen. Die Lippen der jungen Frau öffneten sich, als wollte sie etwas sagen. Und ihre Augen weckten sich, wie in großer Qual. Warum sang dies kleine, unsichtbare Vögelin so? O, warum nur? Sang es nicht ein Bild nach in ihrer Seele, das sie vergessen wollte? Vergessen sollte?

Unter blühendem Himmel sah sie im Norden, in der Heimat — neben dem uralten Dorf Kirchlein, ein Grab — ein freies. Sie schloß die Augen und griff mit ihren Händen krampfhaft nach einem Haat. Da verstumte das Glockenläuten von Notre Dame de Jourviere. Und auch die Nachtigall schwieg.

Sie atmete tief und öffnete weit die Augen. Wo war sie nur?

O Gott, sie war ja in Frankreich, so weit, weit fort — und das Grab — ihr Grab — sie rief sich zusammen. Zwei Wände gingen vorüber. Sie gingen langsam, und ihre Sandalen schlüpfen auf dem Kies.

Auf die Frau im Trauerkleid achteten sie nicht. Niemand achtete auf sie. Es wurde dunkler. Ein Sternlein nach dem andern hob sich langsam durch den matten, violettblauen Saum des Wainachtstimmels.

Sie sah nach der Uhr. Mitternacht — mechanisch. Dann ging sie langsam die Terrasse entlang, aus dem großen, eisernen Tor auf die Straße, vorbei an den sehr geschlossenen Wäden, zur kleinen Station der Bahnabfahrt. Als sie in dem knarrenden, ächzenden Wagen saß und Bergab fuhr, kamen und gingen ihre Gedanken wie wirre, scheue Vögelin, denen eine fremde, harte Hand das Nest zerstört hat, daß sie nun heimatis flattern müssen in Angst und Not.

Als sie in ihrem Hotel am Place Bellecour die täuferbedeckten Stufen zum Portal hinaufschritt und dann im rot ausgepolsterten Witz zu ihrem Zimmer fuhr, klang wie fernes Murmeln die Stimme des Kellers an ihr Ohr, der sie in tadellosem Deutsch fragte, wann Madame zu soubieren wünschte. Sie erwachte wie aus tiefem Traum.

„In meinem Zimmer, bitte, nicht unten.“

Und dann sah sie in dem großen, kühlen Hotelzimmer mit dem goldgerahmten Spiegel und dem erbarungsgelassen, blassen, elektrischen Licht, und verzehrte langsam und unglücklich die Abendkost. Das dauerte

nicht länger als zehn Minuten, denn sie zwang sich nur mühsam einige wenige Bissen herunter. Sie ließ sofort wieder abdecken, nur, um bald wieder allein sein zu können. Es war warm im Zimmer. Sie machte die Fenster weit auf, um die Abendluft hereinzulassen. Aber es war keine wohlthätige Kühle, die von draußen hereinbrang, sondern, staubdurchmischte Atmosphäre der Straßen. Sie lehnte die heiße Stirn an das Fensterkreuz und sah hinaus. Grell schimmerten die Straßenlaternen durch die bestäubten Baumkronen des Place Bellecour zu ihr heraus. Wie eine Silhouette stand in der Mitte das bronzene Wetterstandbild Ludwigs des Bierzehnten. Schwärze und Gelblicht drangen von unten herauf. Rot leuchteten durch das Grün der Räume die roten Kasernen am Place Carnot aufschwebend. Grell leuchteten die hellerleuchteten Cafes auf den Plätzen. Aus dem Schatten der Baumgruppen klang das Trällern eines seltsamen Chansons.

Die junge Frau schaute und schloß das Fenster. Dann lag sie leiser, mit z. B. wie suchend durch ihr hellerleuchtetes Zimmer, das sie mit all seiner erbarungsgelassenen Hotelrichtung wie höhnend angrinste. Neben dem Sofa stand ein großer Kupferplattenkoffern mit den aufgedruckten Buchstaben: U. v. W. Sie hob langsam den schwarzen Deckel. Da lagen oben auf Briefe verstreut, alle mit derselben Adresse: Ursula von Volten. Sie maßte mit zitternden Fingern in dem Papier, bis ihre Hände ein Bild fanden, eine Photographie in eisernen Rahmen. Das rief sie sich an ihre Lippen und lächelte es — minutenlang. Dann stellte sie es vor sich auf den abgeräumten Tisch mit der trostlosen Tischdecke und trübsinnig davor nieder. Beide Arme hatte sie so im Anlen auf die Tischplatte gelegt, die Hände gefaltet — ineinander gedrückt. Auf den Händen lag ihr Sinn. Und ihre großen, dunklen Augen blickten wie verzehrend an dem kleinen, unscheinbaren Bilde — so, als wollten sie es in sich hineinlinsen — für alle Ewigkeit.

Es war ein Amale, herbes Männerantlitz, das aus dem Rahmen auf sie niederlag. Biel Gütte und Wohlwollen lag in den Augen, Klugheit und Energie.

Es war noch nicht fünf Jahre her, als Hans Rapp von Volten sie freite. Er war Neigungsrat in Hannover, und sie hatte ihn einen Sommer am Strande von Helgoland kennen gelernt. Es war eine wunderbare Ehe gewesen, voll tiefen, reinen Glücks. Die zwei gute Kameraden waren sie Hand in Hand diese fünf